

## God Give Me Strength!

Eine weltliche Predigt über Ohnmacht, Macht und Allmacht.  
Von Dr. Kenneth Anders

### **1. Das Misstrauen gegen die Macht ist berechtigt.**

Macht ist eine dubiose Angelegenheit. Das zeigt schon die Art, wie wir den Begriff verwenden. Wir erinnern uns an die Machtergreifung durch die Nazis im Januar 1933. Wir sagen: Das ist eine Form von Machtmissbrauch, ohne eine klare Vorstellung davon zu haben, was denn ein angemessener Gebrauch von Macht sein soll. Wir sprechen von Großmachtgehabte, aber es gibt in unserem Sprachgebrauch nicht wirklich eine Kleinmacht. Wenn wir sagen: Alle Macht dem Volke! riecht es gleich nach Terror, obwohl sich wiederum die meisten von uns wahrscheinlich für überzeugte Demokraten halten. Macht ist manchmal unsichtbar, dann aber wieder wird sie mit großem Aufwand inszeniert. Selten scheint sie etwas Gutes zu sein, aber was sie wirklich ist, lässt sich nur schwer sagen.

Im Folgenden wollen wir davon ausgehen, dass der Verdacht, der sich in unserem Sprachgebrauch ausdrückt und demzufolge mit der Macht etwas nicht stimmt, berechtigt ist. Die Frage ist natürlich: inwiefern? Es könnte ja auch sein, dass wir intuitiv der Macht Dinge anlasten, die gar nicht zu ihren Erscheinungen gehört – auch die Intuition kann in die Irre führen. Deshalb müssen wir die verschiedenen politischen Möglichkeiten unterscheiden, das Handeln von Menschen zu beeinflussen und berechenbar zu machen. Nicht immer wird dieser Unterscheidung die nötige Sorgfalt gewidmet. Man kann das am linken Diskurs in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg sehen. In Ost und West wurde der bundesrepublikanischen Gesellschaft jahrelang vorgeworfen, im Kern immer noch faschistisch zu sein. Dieser Vorwurf bezog sich nicht nur auf Staatsdiener, die einst in nationalsozialistischen Diensten gestanden hatten; der Verdacht lautete vielmehr: Das Verhalten der Menschen wird heute wie damals durch gesellschaftlichen Zwang gesteuert. Früher die Waffengewalt, heute der Warenfetisch, das sei im Prinzip dasselbe. Eine solche Gleichsetzung ist falsch. Niemand zwingt uns zum massenhaften Konsum, aber wir machen es trotzdem. Das ist ein wichtiger Unterschied.

### **2. Die Ausübung von Zwang ist für die Opfer unangenehm und für die Herrschenden anstrengend.**

Zwang übt man durch physischen Schmerz, durch direkte Freiheitsberaubung (Einsperren) oder durch den Entzug lebenswichtiger Ressourcen wie Essen und Trinken aus. Zum Zwang gehört die Drohung. Sie muss glaubhaft sein, die Zwangsmittel müssen also von Zeit zu Zeit demonstriert werden.

Nicht alle Menschen sind gleich anfällig für die Androhung des Zwangs; manche haben mehr, andere weniger Angst. Nur sehr unerschrockene Menschen können unter den Bedingungen des Zwangs Freiheit erfahren, nämlich jene, sich entscheiden zu können, ob man sich dem angedrohten Leid überhaupt beugen will. In dieser Entscheidung liegt eine letzte, kaum begreifbare, in ihrem Ausmaß aber grenzenlose Freiheit.

Zwang ist sehr energieaufwändig, er muss ständig erneuert werden, um wirksam zu sein. Ansonsten machen die Leute wieder was sie wollen. Jeder, der in der DDR gelebt hat, wird sich daran erinnern. Ein staatlicher Zwang muss all inclusive sein: tägliche Sprachregelungen, Stirnrünzeln von Lehrern und Parteisekretären, warnende Untertöne bei Überschreitungen, schließlich Strafen. Wenn ein Zwangssystem undichte Stellen hat – eine freie Zeitung, eine freie Stadt, eine freie Partei oder auch nur einen einzigen wirklich freien Menschen – fällt es zusammen. Deshalb mussten schon kleine Dissidenten in der DDR, wenn man sie nicht einsperren konnte, so schnell wie möglich ausgewiesen werden. Das war keine Paranoia der SED, es war die Funktionsweise des Zwangssystems. Als es schließlich nicht mehr die Kraft für diese anhaltende Nötigung hatte,

bemerkten das die Leute sofort. Jede Gesellschaft, die auf Zwang beruht, erreicht einen solchen Punkt. Dann werfen die Menschen, wie man es ausdrückt, ihre Zwangsjacken ab. Das klingt tröstlich, aber das Leid, das bis dahin in Kauf genommen werden muss, sollte einen nicht allzu gelassen auf Zwangsherrschaften blicken lassen.

Wie dem auch sei: Eine reine Zwangsherrschaft ist nicht von Dauer, wer dauerhaft herrschen will, braucht Macht.

### **3. Macht fußt auf der Kooperation von Mächtigen und Machtlosen.**

Die Macht hat eine Transformation vom Tun zum Verkörpern durchgemacht. Der Wortstamm verweist noch auf das Vermögen, etwas zu tun: machen. Aber dieses subjektive Element in der Macht ist heute fast erloschen. Der Machtbegriff bildet vermeintlich Objektives ab: jemand ist mächtig. Das Vermögen (etwas machen können) nennen wir gar nicht mehr Macht.

Macht ähnelt auch dem Besitz: Man hat Macht, sie wird als Substanz empfunden; viel oder wenig Macht, viel oder wenig Geld. Diese Wahrnehmung lenkt vom Beziehungscharakter der Macht ab und genau das hat der Macht im Sprachgebrauch das erwähnte Misstrauen eingebracht. Man sagt auch: sie ist verdinglicht. Durch das verdinglichte Moment der Macht treten sich die Mächtigen und die Machtlosen als Ungleiche gegenüber. Die Mächtigen sind mehr wert und sie werden von den Machtlosen aktiv in dieser Wahrnehmung bestätigt. Beide bringen zur Aufrechterhaltung des Machtverhältnisses im Idealfall das gleiche Engagement auf. Es handelt sich also nicht um eine Sache von Opfern und Tätern sondern um eine von beiden Seiten akzeptierte Ungleichheit. Das ist effektiver und weniger energieaufwändig als ein Zwangsapparat.

Diese Ungleichheit muss regelmäßig inszeniert und dargestellt werden. Jede Macht braucht Formen der ästhetischen und rituellen Verfestigung, man denke nur an eine beliebige Königskrönung. Und wir haben hier schon einen ersten Hinweis darauf, dass Macht etwas mit einem Glaubensakt zu tun hat.

Der Machtlose muss zwar daran glauben, dass der Mächtige für ihn unersetzlich ist, gleichwohl handelt es sich dabei nicht nur um Mummenschanz. Denn der Mächtige übernimmt Verantwortung, die ihm Anbefohlenen geben die Verantwortung an ihn ab. Somit wird Macht zu etwas quasinatürlichem, das den Mächtigen sehr gut zu Gesicht stehen kann. Die Kinder aus mächtigen Familien können eine sehr große Mühelosigkeit in ihrer Macht ausstrahlen. Sie haben niemandem persönlich etwas weggenommen, sie verkörpern authentisch eine Rolle und sie bleiben niemandem eine Antwort schuldig.

Der Machtlose dagegen darf uns eine Antwort schuldig bleiben, denn er ist nicht verantwortlich. Daher kommt sein Schulterzucken, daher kommen die ganzen Redensarten wie Mir sind die Hände gebunden oder Unter uns Betschwestern oder Uns hat ja niemand gefragt oder Das ist nichts für Unsereiner oder Die da oben machen doch sowieso was sie wollen oder Wir haben nur, was sie hier im Regal stehen sehen. Der Machtlose, sofern er nicht insgeheim davon träumt, selbst einmal Macht zu haben und als Konkurrent unterwegs ist, agiert in seiner Unmündigkeit als Komplize des Mächtigen. Er ist von der Verantwortung entlastet und in dieser Entlastung liegt seine wichtigste Erwartung an die Mächtigen. Umgekehrt wird gerade auch die schwere Verantwortung des Mächtigen mit großem Aufwand inszeniert: Man denke an das vielzitierte Wort des Friedrichs II. als erstem Diener seines Staates, oder auch an Josef Stalin, der angeblich niemals schlief, weil er sich ununterbrochen um das Wohlergehen seines Volkes kümmerte – so hat man es meinem Vater noch in der Schule erzählt, ohne dabei zu schmunzeln: Stalin schläft nie, er ist immer wach!

Dass Machtverhältnisse auf einer Kooperation der Ungleichheit basieren macht sie darum nicht zu einem Selbstläufer. Erstens müssen jene Menschen, die sich nicht in die Macht fügen wollen, konform gemacht werden. Das verursacht manchmal sehr viel Aufwand – Ausgrenzung, Stigmatisierung, Verleumdung, Benachteiligung usw. Die Diskriminierung geht dabei nicht nur von den Mächtigen aus, sondern ebenso – und oftmals drastischer - von den Machtlosen. Für diese bildet der Widerständige eine unerträgliche Provokation. Der Mächtige kann sich gelassener

verhalten. Kurioserweise ist genau dies oft ein Umstand, der den Widerspenstigen schließlich zur Aufgabe seines Widerstandes motiviert – er kann sich im Konflikt immer noch besser mit dem Mächtigen identifizieren als mit den Machtlosen.

Allerdings basiert jedes soziale System auf der Integration seiner Menschen, so auch ein Machtsystem. Macht ist demnach ein Balanceakt. Tritt sie zu selbstbewusst und herrisch auf, investiert sie zu wenig Mühe in eine akzeptierte Ungleichheit, wird sie auch irgendwann brechen. Außerdem gibt es natürlich nicht nur Mächtige und Machtlose, sondern Menschen mit mehr oder weniger Macht in einem Machtgefälle. Dadurch entsteht ein Konkurrenzraum, in dem Machtkämpfe, also Auseinandersetzungen um das Ranking der Ungleichheit stattfinden. Diese Machtkämpfe – etwa in Arbeitshierarchien oder in der Politik – kosten auch Energie. Die Bilanz ist wahrscheinlich nicht ganz so schlecht wie beim Zwangssystem, aber wir können davon ausgehen, dass auch in Machtverhältnissen viel menschliches Vermögen für Positionskämpfe vergeudet wird. Wer in einem Raum lebt, in dem es wenig Macht zu verteilen gibt, wie etwa dem Oderbruch, kann nur staunen, wenn es ihn einmal in soziale Räume verschlägt, in denen sich beinahe alle Verhaltensweisen nach der Logik der Macht ausrichten. Die Leute lachen, ohne dass es komisch ist. Sie rücken sich bis zur Demütigung ins rechte Licht. Vor allem geben sie ihre eigene Sprache auf und fügen sich in unausgesprochene Sprachregeln – und das ohne jeden Zwang. Zum Vergleich: Man konnte in der DDR richtig Ärger für ein falsches Wort bekommen. Heute entfällt dieser Zwang, stattdessen reden sich viele Menschen freiwillig nach dem Munde. Die Macht suggeriert den Beteiligten, sie seien ohne Alternative, sie blendet ihre Rück- und Auswege aus. Macht versucht immer, total zu sein. Es ist eines ihrer wichtigsten Mittel, das Denken in Alternativen einzuschränken.

#### **4. Übermacht ist eine Ungleichheit auf Augenhöhe. Sie kann zum Tode oder zum Sport führen.**

Von einer Übermacht sprechen wir, wenn sich zwei Gegner gegenüber treten und der eine im gewählten Medium des Kräftemessens stärker ist. Dadurch wird zwar auch eine Ungleichheit bezeichnet, es ist aber eine Ungleichheit auf Augenhöhe. Weil der eine in einer bestimmten Hinsicht schwächer ist, ist er doch als Mensch darum nicht weniger wert. Übermacht ist für den Unterlegenen nicht immer angenehm, sie kann sogar mit dem Tode enden, aber sie ist eine übersichtliche Angelegenheit. Man muss ehrlicherweise eingestehen, dass hierin auch die Faszination des Krieges (zumindest vor seiner Industrialisierung) lag. Selbstverständlich wurde der Kampf Mann gegen Mann romantisch verklärt und auch vor der Industrialisierung hatten die Kriege grausame Auswirkungen. Aber es lag eine Faszination darin, dass es sich bei einem kriegerischen Konflikt um ein einfaches Kräftemessen und nicht um eine Machtbeziehung handelt. Diese Fantasie hat selbst noch die Wahrnehmung der industriellen Kriege bestimmt, wenn auch nur für jene Menschen, die nicht dabei waren. Sebastian Haffner erzählt von seiner Schulzeit im ersten Weltkrieg, dass er und seine Mitschüler diesen Krieg wie eine vierjährige Fußballweltmeisterschaft erlebt haben. Jede Schlacht war ein großes Spiel – und fünfzehn Jahre später wollten viele Deutsche endlich Revanche.

Im Sport ist diese Erfahrung der Ungleichheit auf Augenhöhe wunderbar sublimiert worden, deshalb ist der Sport auch so beliebt. Er ist ein Kräftemessen nach zivilisierten Spielregeln und man kann als guter Verlierer erhobenen Hauptes bis zum nächsten Mal nach Hause ziehen. Der Übermächtige ist stärker oder in einer bestimmten Disziplin besser. Der Mächtige muss dagegen nicht stärker oder besser sein denn er hat ein verdinglichtes Vermögen, das sich nicht auf bestimmte Eigenschaften stützen muss. Im Extremfall kann der Mächtige hässlicher, dümmer, ungeschickter und unsympathischer sein als der Machtlose, und trotzdem mächtig bleiben.

#### **5. Vertragsangelegenheiten machen depressiv, vermitteln aber eine Idee von Fairness.**

Es gibt es noch eine dritte wichtige Form, das Handeln von Menschen zu beeinflussen, die hier

nicht unerwähnt bleiben soll: den Vertrag. Seit Rousseau sprechen wir davon, dass ein ideales Staatswesen auf einem Gesellschaftsvertrag beruht. Das ist keine Utopie, ein großer Teil unserer sozialen Beziehungen hat Vertragscharakter. Die verschiedenen Partner stehen sich gegenüber und haben artikuliert, was sie voneinander wollen. Sie einigen sich und regeln mündlich oder schriftlich ihre gegenseitigen Ansprüche, indem sie gemeinsame Spielregeln definieren. Ein guter Vertrag ist zeitlich befristet und man kann ihn kündigen, weil sich die Bedingungen, unter denen man miteinander zu tun hat, ändern können. Im Gegensatz zum Zwang und zur Macht bekommen wir beim Vertrag ein Gefühl für Fairness. Nicht alle Verträge sind fair, aber es gibt in der Welt der Verträge eine solche regulative Idee, die den anderen beiden Formen fehlt. Das Anliegen einer guten Gesellschaft muss es sein, möglichst viele der unpersönlichen Beziehungen als Vertragsbeziehungen zu regeln. Das Volk wählt eine Regierung und gibt ihr einen zeitlich befristeten Auftrag. Oder Menschen schließen Arbeitsverträge ab, in denen sie die Bedingungen ihrer Tätigkeit und Entlohnung regeln. Das ist auf jeden Fall besser, als mit der Waffe zum Arbeiten gezwungen, durch Hunger genötigt oder durch einen Herrn befehligt zu werden. Verträge haben etwas Nüchternes und wenn man sich auf einen schlechten Vertrag eingelassen hat, können sie auch ärgern. Werden sie zum Humus einer bürokratischen Kultur, machen sie die Menschen depressiv, weil sie einem das Gefühl vermitteln, sich nicht mehr bewegen zu können. Müde Gesichter, dunkle Ringe unter den Augen und viel Freudlosigkeit in unserer Gesellschaft gehen auf die papierne Welt der Vertragsgesellschaft zurück. Aber im Gegensatz zu Macht und Zwang lässt die Vertragsgesellschaft dem Einzelnen trotzdem eine gewisse Chance auf Freiheit.

## **6. Zwang, Macht und Vertrag lassen sich (leider) miteinander kombinieren.**

Dass sich Zwangs-, Macht- und Vertragsverhältnisse voneinander unterscheiden lassen, bedeutet allerdings nicht, dass sie in Wirklichkeit auch immer sauberlich geschieden sind. In allen Gesellschaften sind sie vielmehr bis zur Ununterscheidbarkeit vermischt. Zwang geht z.B. sehr oft mit Macht einher, etwa bei allen Formen mafïöser Herrschaft. Da wird jemand ermordet oder ein Laden in Brand gesteckt, zugleich werden aber Vorteile und Begünstigungen gewährt und in Ritualen wird der Führungsanspruch der Bosse manifestiert. Angst durch Zwang, Macht durch Vereinbarung und vielleicht sogar Vertrag durch abgestimmte Regeln gehen ineinander über. Auch in unserer Demokratie mischen sich z.B. Vertragsangelegenheiten mit Formen der Machtausübung. Wenn wir sagen: eine Partei kommt an die Macht, ist das zunächst ein falscher Sprachgebrauch, denn dass sie fortan die Regierung stellt, ist eine Vertragssache: befristet auf vier oder fünf Jahre, mit klar umrissenen Aufgaben und Kompetenzen. Springen dagegen politische Akteure in Gutsherrenmanier mit Menschen um, die von öffentlichen Geldern abhängig sind, wird ihr Machtgebaren spürbar. Wenn ein Ministerpräsident statt mit sachlichem Respekt mit zelebrierter Weihe begrüßt wird und man ihm seine kleinen Anliegen vorbringt wie einer Majestät, wird ein Machtverhältnis errichtet. Und wer sich mit einem Anliegen besser gleich an einflussreiche Politiker wendet, als es auf dem dafür vorgesehen Amtsweg zu versuchen setzt ganz klar auf die Nutzung von Machtstrukturen statt auf die Vertragsgesellschaft.

Auch wenn die Spielregeln der offenen Meinungsäußerung, der Kritik und der Verpflichtung auf die Wahrheit ausgehöhlt werden, weil man Nachteile für sich fürchtet, dringt Macht in das Rahmenwerk der Demokratie ein. Man kann das auch am Verhalten vieler Wissenschaftler erleben, die die Freiheit der Wissenschaft leichtfertig für politische Willfährigkeit verkaufen und sogar die fachliche Kritik als wichtigste Form der Selbstkorrektur aufgeben.

Natürlich können auch Formen des Zwangs in die vertragliche Demokratie eindringen, etwa durch einen Missbrauch des staatlichen Gewaltmonopols durch die Organe der öffentlichen Sicherheit. Schließlich sind auch persönliche Verhältnisse durch Mischformen aus Zwangs-, Macht- und Vertragsbeziehungen geprägt. Ehepartner schließen einen Ehevertrag ab, trotzdem wird niemand leugnen, dass in Ehen auch Macht- und immer wieder auch Zwangsverhältnisse anzutreffen sind. Dass sich Formen des Zwangs, der Macht und des Vertrages miteinander so gut mischen lassen,

macht es für den einzelnen Menschen sehr schwer, einen geradlinigen Weg zu finden. Selten gelingt es zudem, soziale Beziehungen umzubauen. Jeder der einmal versucht hat, sich aus einem persönlichen Machtverhältnis zu befreien und stattdessen eine sachliche Vertragsbeziehung zu etablieren, wird diese Schwierigkeit kennen. In der Regel wird ein Machtverhältnis eher abgebrochen als umgebaut. Denn wer sich etwa seiner Ohnmacht bewusst wird, fixiert damit einen unversöhnlichen Punkt im eigenen Leben.

### **7. Ohnmacht ist eine Bewusstseinsform: etwas ist nicht so, wie es ein sollte.**

Das mit Ohnmacht bezeichnete Phänomen hat sich nicht in dem Maße verdinglicht wie beim Machtbegriff. Wir sagen, jemand wird ohnmächtig oder man fällt in Ohnmacht. Dabei spüren wir, wie stark unsere Vorstellung von Ohnmacht an der Verfügung über den eigenen Körper haftet. Ohnmacht bezeichnet ein Defizit: etwas ist nicht so, wie es sein sollte. Menschen bezeichnen sich als ohnmächtig, wenn sie nicht in dem Maße über sich selbst verfügen können wie sie es wollen und wie es ihnen zusteht.

Soziale Ohnmacht ist, im Gegensatz zur medizinischen Ohnmacht, ein Bewusstseinszustand. Wer sich ohnmächtig fühlt, tritt gedanklich bereits aus der Vereinbarung mit der Macht aus. Wenn man die eigene Ohnmacht politisch artikuliert, beansprucht man die Gewalt über sich zurück, und sei es auch nur dadurch, dass man zunächst seine eigene Schwäche wahrnimmt. So wie dem Begriff des Vertrages eine regulative Idee der Fairness innewohnt, steckt im Begriff der Ohnmacht eine Idee der Selbstbestimmung. Das unterscheidet den Ohnmächtigen vom Machtlosen. Der Ohnmächtige wird unter seiner fehlenden Möglichkeit, verantwortlich zu handeln, selbst am meisten leiden und deshalb wird er anstreben, aus der Vereinbarung der Macht auszutreten.

### **8. Macht über mich hat nur, was ich gelten lasse.**

Das wissen wir ja eigentlich schon lange – und die Geschichte vom nackten Kaiser erzählt es in ganz schlichter Weise: Nur was wir gelten lassen, hat Macht über uns. Das betrifft Menschen genauso wie Ideologien, Argumente und Prinzipien. Ein Mensch, den ich lächerlich finde, hat keine Macht über mich. Für eine Sache, an die ich nicht glaube, werde ich keine Opfer bringen. Einem Argument, das ich nicht stichhaltig finde, werde ich mich nicht beugen. Einem Kunstwerk, das mir nicht gefällt, werde ich keinen Beifall spenden. Ohne Geltung gibt es keine Macht.

Aber vieles nehmen wir vielleicht in Gleichgültigkeit hin. Ist das dann auch ein Phänomen von Macht und Machtlosigkeit? Ich glaube schon. Ein Schulterzucken gegenüber einem unhaltbaren Zustand ist auch eine Form von Anerkennung, wenn auch eine besonders traurige.

Aber wir können auch lügen. Wir können applaudieren und beipflichten und im Stillen die Finger kreuzen – zählt das dann? Aber natürlich zählt es. Ich entscheide mich für die Macht, ich lasse gelten, was sie mir sagt. Dass es sich dabei um eine Lüge handelt, ist außerdem ein Extremfall – im Normalfall mache ich mir auch zu eigen, was die Macht mir vorgibt. Alles andere ist auf Dauer zu anstrengend.

Das gilt nicht nur bei der Anerkennung von Menschen, es gilt auch für die Akzeptanz von Verhältnissen. Ein gutes Beispiel dafür erleben wir gerade in der Debatte über den Ausbau von Windkraftanlagen im ländlichen Raum. Hier hat sich ein Standardargument durchgesetzt, das landauf, landab kolportiert wird. Wir wollten, so lautet das Argument, ja schließlich alle Strom aus der Steckdose haben. Atomkraft akzeptierten wir nicht, das CO<sub>2</sub> aus der Braunkohle wollten wir auch nicht hier haben, also müssten wir ja nun wenigstens für die Nutzung der Windkraft aufgeschlossen sein, auch wenn sie vor der eigenen Haustür nicht so angenehm sei. Das klingt logisch, aber es ist die Logik der Macht, konkret: des herrschenden Energiesystems. Es wird nämlich unterstellt, dass die gegenwärtige Produktion und Nutzung von Energie, die ohne Rücksicht auf Bedarf, Herkunft und Nachhaltigkeit in transnationalen Strukturen realisiert wird, das einzig denkbare Energiesystem ist. Zusammengefasst wird dieses System in dem Wort Steckdose. Damit wird jede Nachfrage ausgeschlossen, etwa: Wer braucht wie viel Energie an welchem Ort zu

welchem Zweck und zu welchem Preis – und inwiefern sollen zukünftig die ländlichen Räume einen großen Teil dieses pauschalen und ständig wachsenden Bedarfs produzieren? Die ländlichen Räume könnten sich ja ohne Probleme dezentral selbst mit einem Mix an regenerativer Energie versorgen, es sind nicht viele Menschen hier und da könnte man wohl ein Windrädchen verkraften. Man könnte aber seine Bedenken dagegen haben, dass mit Windrädern im Oderbruch Leuchtreklamen in Brüssel oder MONSANTO-Filialen in Düsseldorf betrieben werden. Die Behauptung, wer das transnationale Elektrizitätsnetz nicht bereitwillig mit Windrädern vor der Haustür unterstützt, sei verantwortungslos, ist ein glänzendes Beispiel von geltender Macht. Eine kritische Haltung zur Macht entfaltet sich nicht durch Querulantentum, sondern erst durch große Aufgeschlossenheit. Dazu gehört die Fähigkeit, an einem öffentlichen Diskurs teilzunehmen. Im Diskurs können Menschen zu einem Urteil gelangen. Beschreibungen und Argumente werden geprüft, durchdacht, ausgesprochen: ohne Kommunikation würden wir in Machtverhältnissen ersticken. Nicht ohne Grund sind politische Machtsysteme äußerst sensibel für Diskurse. Sie entwickeln die Tendenz, den Bürger als Repräsentanten einer Zielgruppe zu behandeln, der mit geeigneter Public Relation eingebunden wird. In den letzten Jahren haben sich viele Sozialwissenschaftler zu Erfüllungsgehilfen dieses Anspruchs gemacht. Sie nennen es social marketing. Wenn offene Diskurse keine Medien mehr haben und wirksam unterbunden oder einseitig gesteuert werden, degeneriert die Demokratie – und zwar in Windeseile.

### **9. Was heute Geltung hat, wird durch Prominenz entscheiden.**

Eine der treffendsten Beschreibungen degenerierter Demokratie finden wir bei Joanne K. Rowling und ihrem Zauberlehrling Harry Potter. Da haben wir einerseits den Tagespropheten mit seiner Journalistin Rita Kimmkorn, immer mit dem richtigen Riecher für eine Sensationsmeldung, die im Zweifelsfall frei erfunden ist. Aber während man sich als Leser noch über ihre perfide Berichterstattung amüsieren will, wird der Tagesprophet plötzlich als Verlautbarungsblatt einer von Machtreflexen gesteuerten Regierung kenntlich – benutzt, um gesellschaftliche Gefahren zu leugnen, Sündenböcke anzuprangern und nach und nach erste Momente der Zwangsherrschaft zu rechtfertigen. Man sollte dieses Szenario nicht darum unterschätzen, weil es in einem Jugendbuch steht. Es ist außerordentlich treffend und wenn wir über Macht und Ohnmacht im politischen Kontext reden, sollten wir es vor Augen haben.

Sind wir heute in einer Situation wie in der Zaubererwelt Harry Potters? So weit würde ich nicht gehen, wir haben ja noch ein paar gescheite Zeitungen. Aber es lohnt sich doch, einen Blick auf die Welt der heutigen Geltungsproduktion zu werfen, wie sie Teil unserer Demokratie ist. Da sticht vor allem die enorme Bedeutung von Prominenz ins Auge. Die Schauspielerin Emma Thompson hat einmal die Gruppe der erfolgreichen Hollywoodschauspieler mit den griechischen Göttern verglichen und da ist einiges dran. Die Stars füllen einen gesamten Kosmos aus, der nicht nur zum Vergnügen da ist. Brad Pitt ist Apoll, Scarlett Johansson ist Aphrodite, Mel Gibson ist, sagen wir, Poseidon. Diese Götter ordnen die Welt für uns und machen sie übersichtlich. Und nicht nur sie: ein ganzes Heer an Klein- und Halbgöttern in Deutschland arbeitet hier vor Ort im kleineren Maßstab mit, ordnet und sortiert, gibt Geschmacksurteile vor, ruft zu Spenden auf und kanalisiert die Leidenschaften.

Wenn wir den Anteil von Fernsehen, Zeitung, Internet und Radio an unserem Weltbezug in Rechnung stellen, muss das nicht verwundern. Dem Prominenten wird zugebilligt, dass er für die normalen Menschen in dieser Welt voller Informationen normative Entscheidungen trifft: er soll angeben, was interessant, schön, politisch korrekt und wichtig ist. Seine Empfehlung oder auch nur seine bloße Anwesenheit sind hinreichend. Viele Veranstaltungen werben heute damit, dass Prominente anwesend sein werden, das Renommee ist eine der wichtigsten Währungen unserer Kultur. Städte vergeben Preise an Prominente, um sich in ihrem Glanz zu sonnen – nicht um eine Leistung zu honorieren, die ihnen als Gemeinwesen besonders wichtig wäre. Wer heute mit etwas Erfolg haben will und Prominenz auf die Waagschale legt, hat eindeutig bessere Karten. In der

Politik wird dies häufig durch Schirmherrschaften gewährleistet. Niemand fragt, ob die Schirmherren wirklich Einfluss nehmen und sich um das kümmern, was sie zu protegieren vorgeben. Und da die Prominenten sicher gehen wollen, dass ihr Protegé auch nicht zu ihrem Schaden ist sondern sie selbst wiederum auszeichnet, gewähren sie die Schirmherrschaft nur bereits etablierten Akteuren. Dadurch grenzt die Gesellschaft Innovationen aus.

Na gut, werden sie vielleicht erwidern, Prominenz gab es immer schon. In jeder Kultur finden wir Personen, die eine gewisse Meinungsführerschaft inne hatten. Nun sind sie eben medial vermittelt. Sollte man sich darüber aufregen?

Bei der Analyse der Prominenzreligion geht es nicht um die übliche Schelte der Klatschpresse. Wir haben weiter oben gesehen, dass es für Machtsysteme sehr wichtig ist, Alternativen auszuschließen und das Denken einzuschränken. Die Festlegung, dass zu gelten hat, was prominent ist, kommt dieser Einschränkung gleich. Einem Prominenten der Medienwelt kann man, im Gegensatz zu einem normalen Meinungsführer einer sozialen Gruppe, nicht persönlich antworten oder widersprechen. Die Geltungsentscheidung ist keine der Übermacht, die durch ein größeres Maß an Erfahrung, rhetorischer Begabung oder Können beeinflusst wird – sie ist eine Entscheidung der Macht, die dadurch gilt, dass die einen Menschen mehr wert sind als die anderen. Die Tatsache, dass die meisten Prominenten heute nicht sehr politisch agieren, sollte uns nicht beruhigen. Wenn das Belanglose Geltung erlangt, dann ist das kein Grund zum Aufatmen. Denn in der gegenwärtigen Geltungsmaschine der Prominenz drücken sich genau jene Machtverhältnisse aus, in denen wir heute stehen. Auch das Belanglose kann herrschen. Diese Herrschaft bringt in unseren zentralen Lebensbereichen von der Landnutzung bis zur Finanzwirtschaft unverantwortliche Verhältnisse hervor, von denen man getrost sagen kann, dass sie uns letzten Endes umbringen werden. Unverantwortlich? Wer verantwortet sie denn? Wir jedenfalls nicht, oder? So sprechen die Machtlosen.

### **10. Die Antithese zur Macht heißt nicht Ohnmacht sondern Allmacht.**

Wir haben vorhin festgestellt, dass sich ein Mensch mit Ohnmachtsbewusstsein bereits von der Macht abgrenzt. Diese eigene Betroffenheit ist also eine wichtige, widerständige Sache – aber sie reicht gegen ein Machtsystem auf keinen Fall aus. Denn – auch das lehrt die historische Erfahrung – wer auf die Überwindung der Ohnmacht fixiert ist, bleibt doch in der Logik der Macht. Er gibt sich zufrieden, wenn die eigene Selbstbestimmtheit halbwegs erreicht ist – sei es, weil man selbst Macht akkumuliert und sich im einst verhassten Machtgefüge etabliert hat oder weil man eine Nische gefunden hat, in der man ungestört leben kann. Die Alternative „Macht oder Ohnmacht“ hilft mir selbst als Ohnmächtigen vielleicht aus der Patsche, aber sie wird die Macht doch letztlich stützen. Wollte man die Ohnmacht als Gegenkonzept der Macht begreifen, würde man außerdem jenen Menschen, die in einem System Macht haben, jede Handlungsmöglichkeit verbauen. Nur die Unterdrückten könnten demnach etwas tun – ein alter Fehlschluss der Emanzipationsbewegungen. Wir Deutsche kennen das Problem genau, denn wir sind Exportweltmeister. Aus der Ohnmacht heraus ist bei uns kein globalisierungskritischer Blumentopf zu gewinnen, dafür stehen wir auf der falschen Seite der Barrikade.

Nein, wer eine ernsthafte politische Kritik der bestehenden Machtverhältnisse erreichen will, darf nicht nur aus der Position der eigenen Betroffenheit agieren. Er muss vielmehr etwas ins Feld führen, das nicht von den Vereinbarungen unseres Lebens bedingt ist – etwas Unbedingtes. Er muss der Macht ihre Geltung absprechen – nicht indem er ich sagt, sondern indem er aus einer ganz anderen Ressource Geltung beansprucht für das, wofür er einsteht.. Zugegeben, das klingt sehr abstrakt. Deshalb will ich es gleich ganz deutlich aussprechen: die Ressource, die uns als Menschen zur Kritik der Macht gegeben ist, heißt Allmacht. Nicht im Sinne von Omnipotenz, sondern im Sinne von unbedingter Geltung.

Allmacht ist eine Eigenschaft Gottes. Sie ist keine Supermacht, kein Level 1000 im Computerspiel, sie basiert auf einer ganz anderen Logik, die sich jenseits der Macht in uns entfalten kann. Kein

Mensch ist allmächtig, nur Gott ist allmächtig. Diese Behauptung wird im Glaubensbekenntnis der Christen zweimal aufgestellt: Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, heißt es da, und etwas später: den allmächtigen Vater. Beim ersten Mal wird Gottes Allmacht in der Schöpfung fokussiert, als Schöpfer des Himmels und der Erde. Beim zweiten Mal wird die Vaterschaft zu Jesus konnotiert. Es sind also verschiedene Ebenen, auf denen die Allmacht postuliert wird, aber es bleibt dabei: Sie wird uns gleich doppelt verabreicht. Der Heilige Geist, die Jungfrau Maria, Jesus Christus, seine Kreuzigung, die Auferstehung, die Heiligen, die christliche Kirche – all das wird nur einmal bekannt. Warum die Allmacht zweimal?

Das habe ich mich gefragt, seit ich das Glaubensbekenntnis ablege und ich habe auch daran Anstoß genommen. Denn ausgerechnet diese Allmacht ist, abgesehen von dem altmodischen und seltsamen Wort, eine schwer zu akzeptierende Angelegenheit. Sie scheint mit der geschichtlichen Erfahrung unvereinbar. Wie kann Gott allmächtig und zugleich ein guter Gott sein? Wir sehen auf die Vernichtung der Menschen in Auschwitz und anderswo, auf entfesselte Gesellschaften des zwanzigsten Jahrhunderts, die massenhaften Zwang und Tod brachten und sagen: Wenn der allmächtige Gott dies zugelassen hat, dann ist er entweder doch nicht allmächtig oder er ist kein guter Gott. Und die meisten setzen fort: Wenn er kein guter Gott ist, dann möchte ich auch nicht an ihn glauben, dann ist mir seine Allmacht egal. Denn glauben in qualifiziertem Sinne heißt ja: auf etwas vertrauen. Und in der Hinsicht ist diese Reaktion schon plausibel. Wenn Gott so eine Art Schicksal ist, das abwechselnd Grauen und Segen bringt, also bitte, dann gehe ich lieber von Glück und Pech aus und werde Fatalist.

Nun gibt es eine theologische Antwort, die besteht darin, dass Gottes Allmacht sich nicht auf das praktische geschichtliche Wirken des Menschen erstreckt sondern darauf, dass wir, wenn wir nur persönlich in seinem Sinne handeln und leben, in ihm geborgen sind und deshalb von der Macht nicht gebrochen werden können. Das halte ich für plausibel. Allerdings gebe ich zu, dass es angesichts dessen, was Menschen einander antun können, manchmal die Grenzen meiner Vorstellungskraft sprengt. Man nehme nur Dietrich Bonnhöfers bekanntes Lied, geschrieben wenige Stunden vor seiner Hinrichtung. „Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag.“ Die guten Mächte – sie verweisen auf die Allmacht Gottes, die nicht besiegt werden kann, auch nicht in der Hinrichtung des Menschen. Das klingt überzeugend, aber ich habe dieses Lied noch nicht einziges Mal gesungen, ohne dass mir dabei die Stimme gebrochen wäre. Denn ich habe Zweifel, dass auch ich die Kraft hätte, in solch einer Situation noch Gottvertrauen aufzubringen. Jeder, der in der Gewaltorgie des zwanzigsten Jahrhunderts seinen Glauben verloren hat, hat mein volles Verständnis.

Und dennoch sehe ich, dass Bonnhöfer im Angesicht seiner Ermordung auf etwas vertraut hat, das eben nicht durch seine schrecklichen Erfahrungen bedingt war. Die Allmacht Gottes ermöglicht uns, so wir sie in uns selbst erfahren, ein bestimmtes Prinzip, das jenseits der Maßstäbe der Macht gilt. Dieses Prinzip ist weder ein naiver Glaube noch ist es ein Gesetzeswerk. Wer immer behauptet, man könne die religiösen Texte wie eine Satzung lesen – und das behaupten ziemlich viele Gläubige auf der Welt – disqualifiziert sich für diese Debatte. Deswegen wird es Zeit, dass Gott endlich als ein Teil des menschlichen Fühlens und Erkennens begriffen wird und nicht als ein Gegenstand, den die Kirchen für sich gepachtet haben. Aber umgekehrt müssen auch jene, die sich außerhalb der Kirchen für Gott interessieren, anerkennen, dass in den großen Religionen Erfahrungen vieler Generationen mit Gott gesammelt worden sind. Wer sie völlig in den Wind schlägt, landet bei einer esoterischen Privatreligion, mit der man vielleicht nach seiner Façon selig werden kann – aber gegen die Macht kann man mit ihr nicht viel bestellen.

### **11. Allmacht können wir in verschiedenen Formen erfahren, aber immer nur als Fragment. Und wir können die Fragmente nie zusammenfügen.**

Wie erleben wir das Unbedingte in uns? Die klassische Antwort lautet: Durch nicht zu trügendes Wahrheitsempfinden. Durch moralische Klarheit. Durch unbedingte Freiheitsliebe. Und durch



ausgeprägtes ästhetisches Empfinden. Man kann sich in diesen klassischen philosophischen Disziplinen qualifizieren und eine Wissenschaft daraus machen, aber die Evidenz dieser Empfindungen lässt sich damit nicht erklären. Wir erleben sie als ein prägnantes Urteilsvermögen. Keiner hat das besser beschrieben als Immanuel Kant. Dieses Vermögen ist nicht erlernt und man kann nicht einmal darauf stolz sein, denn wenn man ehrlich ist, erfährt man es als etwas, das einem nicht gehört, obwohl es zu einem gehört. Man muss sich ihm beugen, denn es ist in einem selbst und es ist nicht korrumpierbar.

Nun könnte man einwenden, auch ein Atheist kann ein ausgeprägtes Wahrheitsempfinden haben oder die Gerechtigkeit lieben. Das stimmt, allerdings widerlegt es nicht Gott. Gott ist ja kein Kaufmann, der handelt und sagt: wenn du an mich glaubst, geb ich dir ein erstklassiges moralisches Bewusstsein. Was aber viel wichtiger ist: Das Unbedingte ist keine Angelegenheit von Sparten und Sektoren – wir haben es in Disziplinen eingeteilt und untersucht, aber jede Disziplin stößt an ihre Grenzen. Gott würde einem Menschen gegenüber immer einwenden: Wahrheit ist nicht alles, Gerechtigkeit ist nicht alles, Güte ist nicht alles, Schönheit ist nicht alles. Alles ist Gott. Die meisten werden jetzt an einen herrsch- und eifersüchtigen Gottvater denken, der sich und seine Gottesliebe von der Wahrheits-, Schönheits- oder Gerechtigkeitsliebe bedroht sieht. Das ist nicht der Punkt. Gemeint ist, dass Menschen, die nur auf der Wahrheit beharren, unbarmherzig sind. Wahrheit ist nicht alles, man kann sie nicht besitzen und nicht stets und ständig ins Feld führen. Manchmal ist Wahrheit gemein, unfair, fehl am Platze. Manchmal ist es wirklich besser zu schweigen. Und manchmal ist es sogar besser zu lügen, auch das ist schon vorgekommen. Wer nur der Wahrheit das Wort redet, neigt auch dazu, sich und sein Erkenntnisvermögen zu überschätzen. Auf Dauer sind solche Menschen nicht auszuhalten.

Auch Leute, die nur auf dem Guten beharren, richten Schaden an. Das Gute ist nicht alles, es ist, für sich genommen, sogar oftmals ein Irrtum. Unsere ganze Gesellschaft produziert unaufhörlich Haltungen von Gutmenschen: Hauptsache, ich habe die richtige, die gute Gesinnung. Man kann auch mit einem isolierten Gerechtigkeitsdenken viel Schaden anrichten. Es geht nicht immer gerecht zu in der Welt und nicht immer kann man es ändern. Manchmal kann man es und soll es auch, aber manchmal ist es nicht möglich. Vielen politischen Kräften fehlt es heute in dieser Hinsicht an Demut. Sie haben weder den Mut noch die Ehrlichkeit zu sagen, dass sie bestimmte Dinge nicht ändern können und es Sache der Freiheit aller ist, sie auszuhalten oder zu ändern. Und auch Menschen, die allein der Schönheit leben, gehen fehl. Schönheit ist wichtig, aber zum alleinigen Prinzip erhoben, ist sie ein Gräuelfeld. Die Ignoranz des Schöngestes gegenüber moralischen Skandalen der Welt kann extrem grausam sein.

Nun könnte man sagen, Wahrheit, Güte, Schönheit; wenn sie denn alle auf Gott verweisen, dann setzen wir sie doch zusammen und wir könnten endlich auf Nummer sicher gehen! Aber das ist eben nicht möglich und darin liegt eines von Gottes Rätseln. Gesellschaften, die behauptet haben, wahre, gute und schöne Verhältnisse in einem herstellen zu können, waren immer totalitär. Wir kriegen das Puzzle nicht zusammen, wir sind nicht Gott.

## **12. Die Antithese zur Macht heißt nicht Ohnmacht sondern Liebe.**

Das Verhalten Gottes zu uns Menschen hat sich im Verlaufe der Zeit geändert. Es ist selbst historisch. Am Anfang ist Gott der Schöpfer, der alles, vor allem uns, aus sich hervorbringt und mit seinem Atem belebt. Das ist eine einfache und klare Vorstellung von Allmacht.

Aber nun fangen die Menschen an zu handeln und schon erleben wir den Gott des Zwangs, der Verbote erlässt und Übertretungen ahndet, was zum Beispiel gleich nach dem Genuss der Früchte vom Baum der Erkenntnis passiert. Der menschliche Ungehorsam nimmt weiter seinen Lauf und er wird sogar mit einer Sintflut geahndet – einem äußerst aufwändigen Mittel, sich Respekt zu verschaffen. Hier sehen wir wieder, dass Zwangspraktiken zwar in der Regel schreckliche Auswirkungen haben, auf Dauer aber als nicht sehr wirksam bezeichnet werden müssen. Die Sintflut war ein grausamer Flop.

Auch Gott hat dies offenbar gemerkt, denn er geht daraufhin von der Herrschaft durch Zwang zur Herrschaft durch Macht über. Die Propheten machen in seinem Auftrag Versprechungen an das auserwählte Volk und verknüpfen diese mit bestimmten Regeln. Der Gipfel der Macht wird erreicht, als Abraham seinen geliebten Sohn Isaak töten soll und Gott in letzter Sekunde auf dieses Opfer wieder verzichtet. Wohl gemerkt – die Forderung des letzten Menschenopfers erfolgt nicht mit einem Zwangsmittel, etwa unter Androhung einer Strafe. Sie steht für sich: Gott gibt Abraham diese Anweisung und Abraham setzt sie um – ohne jede Widerrede. Das ist eine Demonstration größtmöglicher Macht.

Aber Gott will doch lieben und geliebt werden? Wie verträgt sich das mit den Herrschertiteln des Alten Testaments, mit all den Attributen der Zwangsherrschaft und der Machtfülle? Auf Dauer verträgt es sich eben gar nicht. Deshalb tritt Jesus Christus in das Heilsgeschehen. Auch er wird noch als König bezeichnet, aber die Königswürde wird in einem radikalen Streich gewendet: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagt Jesus in der Passionsgeschichte und geht im vollen Bewusstsein ans Kreuz.

Das Leiden Jesu ist Gottes endgültiger Abschied von der Macht und damit ein wirklich anderes Prinzip als die Macht selbst. Er übernimmt keine schicksalhafte Verantwortung mehr für uns, er lenkt und herrscht nicht mehr. Wir denken hier wenigstens kurz an die Auferstehungsgeschichte. In ihr wird erzählt, dass das Vertrauen auf die Allmacht Gottes nicht mit dem Tode bestraft, sondern mit dem ewigen Leben belohnt wird. Das zu glauben fällt nicht jedem leicht, aber historisch war es ungeheuer erfolgreich. Die römischen Beamten waren sehr verwirrt, dass auf einmal unscheinbare Menschen, die sich Christen nannten, darunter junge Frauen und redliche alte Männer, bereitwillig in den Tod gingen, weil sie auf keinen Fall ihrem Glauben abschwören wollten. Die Märtyrerschaft hat mit diesem Heilsversprechen zu tun und ich will gleich dazu sagen: Wer heute Menschen für ihren Glauben in den Tod gehen sieht, wird auch im Blick zurück auf das christliche Märtyrertum seine Zweifel haben. Der Zugang zu Gottes Allmacht hat schließlich auch seine gefährlichen Seiten – dann nämlich, wenn sie wieder in Macht umschlägt. Die Kirchengeschichte führt uns eindrucksvoll vor Augen, was passiert, wenn sich die unbedingte Geltung aus einem Gottesbezug anschießt, mit weltlichen Mächten zu konkurrieren. Die Sekten, Fundamentalisten, die Bibeltreuen, Bigotten und Auftraggeber der Selbstmordattentäter – sie alle versuchen, diese Allmacht für ihre Macht einzusetzen. Wenn es gelingt, ist es schlimmer als eine ordentliche Königswürde. Deshalb soll hier kein blinder religiöser Eifer gefeiert werden. Allmacht darf nicht zur Absicherung von Macht genutzt werden, sie ist vielmehr ein Mittel, um Macht zu brechen, denn Macht ist letztlich ein lebensfeindliches Prinzip.

Das Reich, von dem Jesus spricht, ist nicht von dieser Welt. In meinen Augen ist es eine Ressource der Freiheit, weil es der Geltung, die jedes Machtverhältnis beansprucht, etwas entgegensetzen hat. Und in diesem Reich herrscht die Liebe.

Man kann niemanden zwingen, dieses Reich zur Kenntnis zu nehmen. Aber aus meiner Sicht ist es eine absurde Begründung für die Entscheidung, Gott als Teil unseres Lebens preiszugeben, dass dieser in unserem Leben nichts zum Guten lenkt, dass er also weder Zwang noch Macht ausübt. Wer kann denn so einen Gott wollen oder auch nur an ihn glauben wollen? Ich jedenfalls kann nur an einen Gott glauben, der auf Mittel des Zwangs und der Macht verzichtet. Liebe ist eine freiwillige Angelegenheit. Man kann sich auch entscheiden, nicht zu lieben, aber schöner wird das Leben dadurch nicht.

Ich habe lange Zeit die Rede von der Liebe als Gegenthese zur Macht missverstanden. Ich dachte immer, es sei etwas Naives, was da von mir gefordert würde: Man solle alle Menschen lieben und nur an das Gute glauben usw. Natürlich ist die Nächstenliebe inbegriffen und auch die erotische Liebe. Aber darin geht sie nicht auf. Erst später habe ich begriffen, dass eine Leidenschaft des Lebens damit gemeint ist.

Die Kunst mag nicht frei sein und die Wissenschaft ist es leider auch nicht. Das Recht ist nicht frei und die Meinung ist nicht frei. Der Mensch ist nicht frei. Aber er sollte die Freiheit lieben, er sollte

das Leben jenseits der Ohnmacht und ohne die Ausübung von Macht lieben. Wer dazu nicht imstande ist, der weiß nichts von Gott. Daran würde ich es festmachen – und nicht an einer konfessionellen Bindung.

### **13. Für unser Leben brauchen wir keine Macht.**

Die amerikanische Sängerin Anais Mitchell hat vor kurzem eine außergewöhnliche Oper geschrieben. Darin erzählt sie den antiken Mythos von Orpheus und Eurydike für unsere heutige Zeit völlig neu. In ihrer Geschichte wird Eurydike nicht von einem Imker verfolgt, sie wird auch nicht von einer Schlange gebissen und stirbt daran, sodass sie ins Totenreich des Hades muss. Nein, in Mitchells Erzählung hat Eurydike schlicht und ergreifend Zweifel, ob ihr Liebster, der Sänger Orpheus, sie auf dem Land, unter dem freien Himmel, denn wird versorgen können. Die Sorge um die Existenz ist eine Spielart von Machtlosigkeit und die treibt sie in die Stadt, nach Hadestown. Hades, der Herrscher dieser Welt, hat viel zu bieten, Sicherheit und Vergnügen und das Versprechen, alle seine Kinder vor Armut zu bewahren. Dass in Hadestown auch die Depression herrscht, das Dunkel der Einsamkeit und der Abhängigkeit vom Geld steht auf einem anderen Blatt. Und niemand darf, das ist Hades' Bedingung, wieder aus Hadestown fort, die Stadt ist von einer riesigen Mauer umgeben, die ihre Bewohner vor den Armen schützen soll. Orpheus macht sich, wie in der Antike, auf den Weg, um seine Liebste zurückzuholen. Er singt, er singt wunderschön, immer in der Dunkelheit laufend. Und singend nimmt er alle für sich ein, sogar Persephone, die Gemahlin des Königs, und schließlich sogar den König selbst. Denn in der Welt der Depression singt ja niemand mehr, die Lieder sind verstummt. Aber Orpheus singt. Er vermag es, inmitten der Dunkelheit etwas geltend zu machen, das nicht aus dieser Welt ist – alle müssen sich dem beugen, so unbeirrt und hell leuchtet es im Dunkeln und jeder spürt, dass es kein falsches Versprechen ist. Es gibt nichts, das Macht hat gegen den Gesang von Orpheus.

Auch in dieser modernen Geschichte scheitert Orpheus – am eigenen Zweifel. Gegenüber der Macht gibt es nun einmal kein einfaches Happy End. Aber es gibt das Wissen, dass etwas stärker ist als sie. God, give me strength, wird Orpheus gebeten haben, nicht: Give me power. Um gegen die Macht zu bestehen, braucht man Stärke – und nicht noch mehr Macht. Das menschliche Leben braucht überhaupt keine Macht, das sagt jedenfalls Gott. Ich glaube ihm das.